



## NACHLESE ZUM FORUM AM 9.11.07

Diesmal entwickelte sich unser Thema aus dem Geplauder zu Beginn heraus. Das Forum wurde dafür gelobt, dass hier nichts Zweckgebundenes geschieht, nichts Übliches – und dass sich dennoch immer wieder etwas ganz Persönliches und Neues ergibt, mit dem man dann heimgehen kann, um sich noch weiter damit zu befassen und daraus zu schöpfen. Ich betonte, wie wichtig mir „Dilettantismus“ in manchen Zusammenhängen (z.B. beim Diskutieren und beim Bandspielen) geworden ist – verstanden im Sinn einer Liebhaberei, in der es nicht um Verkaufbarkeit, Erfolg, Leistung oder um operationalisierbare Ziele, aber doch um Achtsamkeit und Konzentration geht. Natürlich kamen wir dann schnell auf die verbreitete Ökonomisierung aller möglichen Handlungen und Lebensbereiche (bis zur Ich-Aktie oder Ich-AG), die alle möglichen Leute stört, die wir kennen – u.a. auch die VertreterInnen der „Wiener Erklärung“, die das IAM für gut befunden und deshalb auch weiter verbreitet hat. Wir kamen auf die Idee, uns mit dieser Gruppierung und mit anderen zusammen zu schließen um gegen die diversen neo-liberalistischen Strömungen im Sozialbereich anzutreten. Es wurde erwähnt, dass es z.B. mittels Briefen an höher geordnete politische Stellen möglich sei, Veränderungen und Denkprozesse auszulösen, die dann auch den konkreten KlientInnen zugute kämen. Das mündete in die Frage, wie sehr man gesellschaftliche Rahmenbedingungen mitgestalten könne – v.a. angesichts der Tatsache, dass das Zeit (von der wir alle zuwenig haben) und unbezahlte Arbeit (von der wir alle zuviel haben) verlangt. Auch das Briefeschreiben (und die Recherchen davor) sind Sisyphusarbeit. Ich beklagte, dass sich solches Tun nicht verkaufen lasse, obwohl es kostbar sei und Reithmayr meinte, man dürfe nicht versuchen, in einer Gesellschaft zu reüssieren, in der man auf die Barrikaden steige. Auch die früheren Revolutionen seien in der Freizeit betrieben worden – neben einer 60-80h-Woche! Die Frage sei auch, ob es angesichts der längerfristig katastrophalen Zukunftsperspektiven, die sowieso alles umwälzen würden, sinnvoll sei, sich um die Veränderung der gegenwärtigen Ordnungen zu bemühen. Auf welcher Ebene ist es angesichts dessen noch sinnvoll, sich zu engagieren? – vor allem dann, wenn man nicht so tun will als ob und keine halben Sachen betreiben möchte. Ist wirklich nichts schlimmer als die Ohnmacht? Ich meinte, Rückzug ins Privatleben sei andererseits genau das, was die gegenwärtigen Strukturen aufrechterhalte. Wir kamen zum Schluss, dass es darum geht, sich dort einzusetzen, wo man das Gefühl bekommt, etwas tun zu können. Zum einen hilft das dem eigenen Seelenwohl, dem Leben das hier und jetzt stattfindet. Ich meinte, dass es für mich sinnvoll sei, dort etwas zu tun, wo ich mit meiner Lust und Empörung anspringe, denn nur dort finde ich ausreichend Kraft für mein Tun. Zum anderen ist auch dabei nötig, Analysen der Systemkomplexität zu betreiben, zu beachten, wo die „wunden Punkte“ sind, um die Veränderungsenergie an der richtigen Stelle, sozusagen punktgenau zu platzieren (ich fand es in diesem Zusammenhang wieder einmal schade, mich als Systemikerin mit Systemen und Systemtheorie so wenig auszukennen). Weil das aber nicht jeder tun kann und will, ist es nötig, sich geschickt zusammenschließen, also eine Kollektivierung zu betreiben, die angesichts des Mangels an Zeit zunehmend mühsam geworden sei. Erstaunlich sei lt. Reithmayr eigentlich das Ausbleiben des Echos auf die Veränderungen, unter denen doch so viele auf unterschiedliche Art leiden. Wieso wehrt sich denn niemand? Sind wir alle so mit Arbeit überlastet? Haben wir alle so viel Angst um unsere Anstellungen? Es werden immer noch die Parteien gewählt, die diese Zustände produziert haben. Viele wissen vieles, das nicht gut läuft, sie machen auch den Mund auf, doch im Endeffekt passiert außer Reden und Klagen gar nichts (Anm.: auch wir reden und klagen ja bloß). Was wäre denn die Verbesserung? Ein Grundeinkommen, ein anderer Umgang mit den Menschen, Selbstbeschränkung angesichts der Verführung, zu konsumieren und der Aufforderung, erfolgreich zu sein? Wir ärgerten uns vor allem über die Entwürdigung und Verdummung von Menschen. Die



Leute merken die Einschränkungen, denen sie unterworfen werden, zwar v.a. an dem, dass sie weniger Geld haben – doch weit schlimmer scheinen die Begleitfaktoren zu sein: die Forderungen dringen ins Innere der Person ein, die sich plötzlich selbst als unwert erlebt; diffuse Ängste werden geschürt, die zu einem zunehmend geduckten oder strategischen Verhalten führen. Wir sind schleichend und unauffällig in den letzten Jahren von Staatsbürgern zu Angestellten einer Firma geworden, die uns jederzeit entlassen kann, wenn wir ihren Erwartungen nicht entsprechen. Ein Mensch zu sein, verliert in postmodern geprägten Einflussbereichen sowieso an Bedeutung (Würde, Menschlichkeit, Freiheit – das sind doch alles bloß „Geschichten“). Man wird auch in den diversen Qualitätsmanagementprozessen, die natürlich gleichförmig und standardisiert ablaufen müssen, damit den Bedürfnissen der Bürokratie Rechnung getragen wird, zunehmend zu einer Meßgröße. Kein Wunder, dass da manche von uns auf die Idee kommen, ihre eigene Diktatur zu entwerfen. Jedenfalls wollen wir alle unsere Würde zurück – doch wo ist sie zu finden, wer hat sie in Besitz, bei wem wollen wir uns beschweren? Reithmayr erinnerte daran, dass es den Leuten in allen vergangenen Jahrhunderten finanziell schlechter gegangen sei als uns, sie hätten angesichts von Kriegen und Unterdrückung weit unsicherer gelebt als wir – und es hätten ihnen trotzdem nie an Würde gemangelt. Wieso sind wir diesbezüglich so dünnhäutig geworden? Wieso ist unser psychisches Immunsystem so schwach? Es herrscht viel Gier und Neid (da kriegt womöglich wer was, was ich auch möchte) und es herrscht viel geduckte, diffuse Angst. Ganz klar ist außerdem nicht, wofür die meisten Leute ihr Geld ausgeben – schließlich kann man trotz gestiegener Lebenshaltungskosten auch mit wenigem auskommen. Haben wir Angst vor dem, was kommt? Oder haben wir Angst vor dem, was ist? Und sind diese Ängste überhaupt berechtigt? Denn das, was kommt, ist ja noch nicht da und das, was ist, ist eigentlich nicht schlimmer als alles, was es vor den 60er Jahren gab und auch sonst in der ganzen Welt gibt. Sind wir nach dieser Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs, nach dieser Zeit des Gutgehens verwöhnt? Können wir im 7.reichsten Land der Welt als Angehörige der Mittelschicht eigentlich von existenziellen Ängsten reden? Wir entwickelten die Idee, dass es sich letztlich nicht um ein materielles, sondern um ein geistiges Problem handeln muss. Die unangenehmen und eingeschränkten Lebenslagen, die Unsicherheit im Beruf gab es immer schon – neu ist die Art und Weise, wie Menschen darauf reagieren, wie sie sich dadurch entwürdigen und verdummen lassen. Wir redeten schließlich darüber, wie wir uns angesichts der drohenden Zukunftsszenarien und der degressiven Geschichten, die überall erzählt werden, seelisch über Wasser halten – z.B. mittels vager persönlicher Hoffnungserzählungen (in unserer Familie werden alle alt; wir haben in der Vergangenheit so viel durchgestanden – das schaffen wir auch noch; wenn es so weit ist, wird uns schon etwas einfallen; in anderen Jahrhunderten haben Menschen auch ohne Pension überlebt; ich habe doch noch immer irgendeine Arbeit gefunden). Besitzlosigkeit bzw. Besitzreduktion scheint etwas wichtiges zu sein – denn die diffuse Angst, die uns alle lähmt, hat mit dem „Haben“ zu tun. Gleichzeitig wollen wir alle noch etwas (zumindest Raum oder den Erhalt des Vertrauten). Wir haben leider viel zu verlieren – vielleicht ist u.a. das das Problem. Wenn es enger wird, wächst aber auch die Klarheit darüber, wovon man mehr und wovon man weniger haben möchte. Für mich spielt in diesem Zusammenhang Dankbarkeit eine große, angstmildernde Rolle – ich erinnere mich selbst daran, dass mein Leben bereits gut gelaufen ist, dass ich eigentlich schon alles hatte und deshalb erfüllt und satt verzichten kann, wenn es nötig ist oder vielleicht auch sterben gehen kann, wenn es so weit ist, dass sich mein Leben nicht mehr lohnt. Doch nicht jeder von uns konnte sagen, dass sein Leben ein gutes war, dass er/ sie es im nachhinein (um mit Nietzsche zu sprechen) so wollte. Manche haben den Eindruck, ein falsches Leben gelebt, es verfehlt zu haben (gemessen an dem, was Leben sein kann). Die Aussage: „Das ist nicht mein Leben. Ich habe umsonst gelebt“ führte uns dann noch sehr weit, doch darauf möchte ich hier nicht weiter eingehen.

SABINE KLAR